



Michael Zandt
Hapu - Teufel im Leib
273 Seiten, 11,80 €
Candela Verlag
978-3-942635-19-6

Hapu - Teufel im Leib

Textprobe

Ich hatte mich im neunten Stock eines Warenhauses verschanzt. Meiner Stellung gegenüber lag das statistische Amt. Ich beobachte wie sich dort, unmittelbar oberhalb der Landesflagge ein Fenster öffnete. Ein Mann beugte sich nach draußen. Er trug eine gestreifte Krawatte, über der Schulter hatte er einen violetten Lappen hängen. Ich presste mir den Gewehrstutzen gegen die Schulter und betrachte den Mann durchs Zielfernrohr. Der Mann sah sich vorsichtig um, bevor er hastig die Fahne einzog, auf die auch er vermutlich einmal stolz gewesen war. Als er die Flagge in Händen hielt, machte er Anstalten sie von ihren Verschlüssen zu lösen. Mein Zeigefinger ruckte und der Schädel des Defätisten verwandelte sich in eine flüchtige Wolke. Eine schrille Frauenstimme gellte zu mir herüber.

„Khety, Khety! Oh, mein Gott, Khety, was ist mit Dir?“

Der violette, blutverschmierte Fetzen segelte kraftlos die Straße hinab und ich ließ meine Waffe wieder sinken. Die Schreie der Frau hielten noch eine Weile an und gingen dann in ein kraftloses Wimmern über.

„Hast Du noch Zigaretten, Kamerad?“

Der Soldat, über dessen linker Brust „Akunosh“ stand, gab mir keine Antwort. Ich griff in seine Jackentasche und zog ein zerknautschtes Päckchen hervor, in dem sich noch zwei Zigaretten befanden.

„Auch eine?“

Akunosh antwortete mit einem Lächeln. Akunosh lächelte ständig, denn die Lippen des Toten waren so ausgedörrt, dass sie die Zahnreihen nicht mehr bedecken konnten. Ich unterzog mein Empfinden einer kurzen Inventur. Keine Furcht, keine Trauer, nicht einmal Heimweh. Ich lehnte meine Waffe in den Fensterrahmen, ging in die Ecke, zog meine Hose runter und pisste. Während des Pinkelns klemmte ich mir die Zigarette zwischen die Lippen. Beißender Rauch drang mir in die Augen und ließ sie tränen. Als ich fertig war, zog ich meine Hose wieder nach oben, beobachtete einen Augenblick lang, wie sich das Urin einen Weg durch den Staub bahnte und ging dann auf meinen Posten zurück.

Vom Westen klang Gefechtslärm herüber. Zwei, drei dumpfe Explosionen, Gewehrschüsse, dann der stählerne Takt eines Maschinengewehres. Der Waffenstillstand war brüchig. Ich sah in die Höhe. Die Asche, die seit heute morgen vom Himmel fiel, bedeckte inzwischen alles. Die ausgebrannte Straßenbahn, das tote Pferd, den umgestürzten Militärtransporter und die aus den Leibern der Häuser gebrochenen Trümmer. Ich nahm meinen Transistor in die Hand und drehte an der Skala. Der mich umgebende Beton behinderte das Signal so stark, dass ich nur den staatlichen Rundfunk empfangen konnte. Er sendete noch immer, wiederholte aber nur die Nachrichten vom Vortag. Am Hafen sei eine Schutzzone eingerichtet worden, bewacht von der Bundeswehr und den Israelis. Wer einen grünen Ausweis habe, dürfe sie betreten. Alle anderen sollten zuhause bleiben, auf weitere Nachricht warten und den Aufforderungen der Behörden Folge leisten. Plünderer würden erschossen, Soldaten, die sich unerlaubt von ihren Einheiten entfernten, ebenfalls.

In meinem Fall verhielt es sich umgekehrt. Meine Einheit hatte sich von mir entfernt. Die Leute waren desertiert, während ich geschlafen hatte. Die einstmals beste Armee der Welt löste sich in ihre Bestandteile auf. Auf der Suche nach einer sicheren Bleibe war ich im Kaufhaus gestrandet. Der im Erdgeschoss liegende Supermarkt war mehrfach geplündert worden, aber ich entdeckte dort noch zwei Tüten Milch, eine Flasche Rum und ein Päckchen Toast. Auf dem Brot saß grauer Schimmel. Zwei Scheiben musste ich wegwerfen, aber den Rest konnte ich mit Hilfe der Milch hinunterwürgen. Im 4. Stock hatte ich dann Akunosh kennengelernt. Sofern man von einem Toten sagen kann, dass man ihn kennen lernt.

Seitdem waren zwei Tage vergangen. Der Toast war längst gegessen, die Milchtüten lagen leer und zusammengefaltet in dem kleinen grauen Säckchen unter der Fensterbank. „Tipps für eine korrekte Mülltrennung“ war die erste Broschüre gewesen, die ich vor ungefähr tausend Jahren im Wartebereich des Takasirer Wohlfahrtsamtes gelesen hatte. Den Rum hatte ich bislang noch nicht angerührt und würde es auch nicht mehr tun. Ich fühlte kein Verlangen nach einem Rausch. Das graue Tuch des Untergangs, das über allem lag, unterdrückte jedes, über die einfachsten biologischen Erfordernisse hinausgehende Bedürfnis.

Ich zwang mich aufzustehen und meinen toten Kameraden zu verlassen. Hätte ich es nicht getan, wäre ich verhungert und verdurstet, noch bevor mich eine Kugel, oder ein umherstreifender Dämon hätten erwischen können. Ich schulterte meinen Rucksack, nahm mein Gewehr und ging ins Erdgeschoss hinunter. Auf dem Weg dorthin hörte ich die schweren Flügelschläge eines Dämons, der vermutlich die Straßenschluchten nach Beute durchstreifte. Verdammt! Hätte ich drei Minuten länger auf meinem Posten ausgeharrt, hätte ich ihn vielleicht erledigen können. Wenig später stand ich wieder zwischen den Trümmern des Supermarktes. Obwohl mir klar war, dass ich hier nichts Essbares mehr finden würde, durchstöberte ich erneut das Durcheinander aus Heizdecken, Kochbüchern, Fahrradpumpen und umgestürzten Blechregalen. Schließlich ging ich durch die zerbrochene Schaufensterscheibe hindurch nach draußen, was mich etwas Überwindung kostete. Die letzten Tage hatten mich darauf konditioniert, Beton und Stahl als meine Verbündeten zu betrachten. Vorsichtig sah ich mich um. Von dem Dämon, den ich vorhin gehört hatte war weit und breit nichts zu sehen. Nur der Pesthauch seines Atems hing noch in der Luft. Ich sicherte mein Gewehr und schaltete dann den Transistor wieder an. Hier draußen konnte ich Deutschlandfunk empfangen. Das Signal kam von einem der im Hafen liegenden Schiffe. Sie brachten den guten Hans Albers. Der blonde Hans sang von der Liebe und der Tragik, die sie in sich barg.
„La Paloma, ohe ...“

In der vorigen Woche hatte ich einen von der Schüssel geschossen. Mit Hans Albers hat das nichts zu tun, ich spreche jetzt vom Häuserkampf. Der Bursche war aus den Knien gekommen um sich den Arsch zu wischen. Dabei war sein Schädel in mein Schussfeld geraten. Für den meiner Einheit gegenüberliegenden Feind war das ein echtes Problem gewesen. Nur ein Scheißhaus im ganzen Stockwerk und ich war diejenige, die es kontrollierte.

Jetzt aber kontrollierte ich gar nichts mehr. Die Straße war blockiert. Geröll, Stahl und Glas türmten sich vor mir auf und zwangen mich zu klettern. Der Schweiß drang mir aus allen Poren, Staub und Asche verklebten mir Nase und Mund. Ich hielt einen Moment lang inne um mir mein Tuch vor das Gesicht zu binden.

„Lupo?“

Wäre ich nicht stehen geblieben, hätte ich das leise Stimmchen kaum wahrgenommen. Diejenige, der sie gehörte, stand neben einem aus seiner Verankerung gerissenen Verteilerkasten und hatte sich die Linke in den Bauch gekrampft. Bis auf ein schmutziges T-Shirt war sie nackt.

„Ashayt?“

„Lupo?“

Mir war, als würde mir eine uralte Last von der Seele genommen. Ich stolperte der Freundin entgegen, presste ihren abgemagerten Körper an mich und schluchzte. Es war ein seltsames Gefühl. Ich weinte und doch hätte nicht zu sagen gewusst, wann ich in meinem Leben je glücklicher gewesen wäre.